

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Frau Arnold saß in Antonios Atelier. Behutsam schob ihr der Bildhauer die Haare zurecht und breitete ihr ein Seidentuch über die Schultern.

„So möchte ich Sie mir einprägen!“ rief er und hielt ihr einen Spiegel vor. Sie sah, daß er verstanden hatte, ihre Schönheit zu heben. Er hatte eine Haarwelle tiefer in ihre Stirn gezogen und darunter die Fältchen verborgen, die sie auf der linken Seite von dem vielen Kopfweh bekommen hatte, das sie heimsuchte, seitdem sie über vierzig Jahre alt geworden war. Ihre rechte Stirnseite war klar und zart gewölbt. Darum hatte er dort ihr Haar zurückgestrichen und in ihr Gesicht einen pittoresken Zug gebracht, der sie verjüngte und ihren durch den starken Fleischansatz der Wangen verwischten Ausdruck wiederherstellte. Durch ein paar geschickte Fingergriffe hatte er sie verjüngt und umgewandelt.

„Künstlerfinger,“ lobte sie. „Die verstehen es, den Einfluß der Jahre fortzutäuschen!“

Er lachte und sagte naiv: „Es muß auch etwas da sein, das sich verhönen läßt. Unsere Frauen tragen den Schleier über ihren Haaren. Der macht die jungen Geschöpfe verehrenswert und die verehrenswerten Matronen jugendlich.“

Sie hätte auch gerne einen Schleier als Kopfputz getragen.

„Das ist in Ihrem Lande nicht Sitte,“ wehrte er. „Es paßt nicht für Ihre schwere Luft!“ Er atmerte mühsam ein und aus, gleichsam, um ihr körperlich darzustellen, wie lastend hier die Luft auf seinen Lungen lag. „Dazu gehört die Luft Italiens. Die geht leicht ein und macht das Herz froh und das Auge geschickt, Schönheit in sich aufzunehmen. Dazu gehört die Sonne Italiens und der blaue, durchsichtige Himmelsglanz, der wie ein Atem der Jungfrau Maria ist oder wie Evas erstes Lächeln im Garten Eden.“

Frau Arnold begriff, daß ihr zuviel fehlte, um würdig einen Schleier zu tragen, und verzichtete, solch ein duftiges Gewebe auf ihr Haar zu legen.

„Leiden Sie so sehr am Heimweh?“ fragte sie den Bildhauer. Es schien ihr, daß ein Mensch außerordentlich zu leiden habe, der in einer Umgebung seine Tage verbringen mußte, darin ihm die Luft schwer vorkam, darin die Frauen Hüte auf den Köpfen trugen und der Himmel veränderlich war, bald klar, bald trübe, bald von Wolken durchzogen und immer weniger tief in der Bläue als der, den Antonio erinnernd in seinem schwarzen Auge trug.

Antonio schaute durch das Fenster hinaus, das auf den See ging und wie ein Gugglas war, daraus sich die Herrlichkeiten der Welt von Lindenbergs dem Blicke offenbarten. Unter ihm glitzerte das Seewasser. Dort, wo der See seinen Anfang nimmt, stehen die Berge auf, die Felsen mit den weißen Häuptern, den weißen Halskrausen und dem weißen wallenden Mantel. Eine Hügelkette steigt aus dem

Wasser, die scharf wie ein Messerrücken und gerade wie eine Linie in die Luft gezogen ist. Allerlei Weide, allerlei Wiesengrün wuchs aus ihren Hängen, und die dunkeln, fast schwarzen Stellen, die ihre Höhe krönen, sind Wald. Hinter dem Wald ragen die Felsen auf. Einzelnes Strauchwerk, Krüppelholz und Moos klettert an ihnen hinauf, bis der Schnee in weißen Adern über die Felsen fließt, sich zu Flächen ausdehnt und die Gipfel mit schneeweisem Marmor bekleidet. Bis in den Himmel ragen die Gipfel, manchmal von Wolken umwogt, manchmal von Schneestaub umwirbelt, manchmal umflammt von den roten Sonnenzungen. Ins Ueberirdische, gleich einer Seele im Moment entzückter Entrückung erhebt der Mond die marmornen Spiken, wenn er mit seinem Silberlicht eintaucht in die Klarheit der Firne.

Antonio hatte das Bild betrachtet, das sich ihm eingeprägt hatte in den Jahren, in denen er von diesem Fenster aus die Berge, den See und die Stadt vor sich ausgebreitet sah.

„Man leidet am Heimweh, solange man lebt,“ sagte er gepreßt. „Als ich ein Knabe war, hatte ich Heimweh nach Rom, nach der Stadt, wo der heilige weiße Vater wohnt und die Menschen segnet. Jeden Abend stieg ich auf den Felsen, der mein Dorf überragt, und schaute in die Ferne, dorthin, wo sich aus Dunst und Nebeln Gebilde von Städten und Domen heben.“

Er sah wieder durch das Fenster, grade hinunter auf das Meer von Häusern, Villen und Palästen, darin Menschen wohnten und ihr Schicksal erlitten.

„Ich kam nach Rom und sah den heiligen weißen Vater und fand einen müden Kreis. Da hörte ich auf, Kind zu sein, und räumte auf mit meinen kindlichen Gedanken, die erwartet hatten, einen Gott zu finden, ausgestattet mit der göttlichen Kraft, durch Worte Wunder der Tat zu wirken. Ohne Geschrei ging das nicht ab, Frau Arnold, nicht ohne Wehleidigkeit. Das Kind sträubte sich, ein Mann zu werden, und die Kindesseele begehrte auf, daß an der Wirklichkeit ihr schöner Traum zerbrach.“

Frau Arnold nickte dem Bildhauer zu. „Es ist hart für ein Kind, ein Mann zu werden; doch ist es das gemeinsame Schicksal aller, die wachsen und etwas werden wollen.“

„Damals lernte ich es einzusehen,“ fuhr Antonio fort mit einem rauhen Ton in der Kehle, der ihm aufquoll, sobald er an seine erste Enttäuschung dachte. „Ich kam zu einem Meister und lernte das Handwerk. Bald verstand ich, einen Kopf zu formen. Jetzt kann ich soviel wie Ihr,“ sagte ich zu dem Meister und wollte ihm aus der Lehre laufen. Nach der Arbeit verwendete er mich zu Botengängen, zu Hausarbeit und den geringen Dienstleistungen, zu denen ein Lehrling verpflichtet ist. Ich verstand, Köpfe zu formen, war stolz darauf und fühlte mich.

,Du bist kein Genie,' demütigte mich der Meister. ,Gib dich bescheiden, Antonio!' Da packte mich wieder das Heimweh, nicht mehr das Heimweh nach Rom ... Es war ein Heimweh ohne Namen. Ich glaube, meine Seele war es, die Heimweh hatte. ,Die Michelangelos sind selten!' schloß mein Meister barsch seine Rede. ,Sie sind nicht allein selten, sie sind auch schon geboren. Unser Italien, die Welt haben nicht gewartet, bis du aus deiner Mutter geschlüpft, um ihre Meisterwerke zu haben!' Ich weinte unbändiger als damals, wo mir das Göttlein berstend einen Menschen enthielt. Ich grub mir die Nägel ins Fleisch und aß und trank und schlief nicht mehr. Mein Meister brachte mir selbst Speise und füllte Wein in mein Becklein. Als er bei seiner Wiederkehr es unberührt am selben Platz fand, rüttelte er mich und zog mir die geballten Fäuste vom Gesicht. ,Antonio,' ermunterte er mich und war nicht mehr hart, wie ein Meister mit seinem Lehrling ist; wie ein Vater zu seinem Sohne, so sprach er zu mir: ,Antonio, schaff' Brot für dich und ein Weib! Dazu reicht deine Handwerkskunst, zu feinem, weißem Brot. Du kannst ein Häuslein kaufen mit der Zeit und Rosen um einen Weinbaum ziehen. Bescheide dich!' ,Meister!' schrie ich auf. ,Und das Heimweh, das in mir ist, und die Meinung, die ich von mir habe?' ,Die Sehnsucht erfüllt sich keinem ganz, keinem Großen und keinem Kleinen. Schaff' dir gute Tage! Darüber verlernst du dein Heimweh!' Damals stand ich auf, wusch mir die Augen klar am Brunnen und zog meine Strafe. Ich ging ohne Abschied vom Meister, mit Groll im Herzen gegen den Alten, der mir das Heimweh zudecken wollte mit Gütern, die ich nicht begehrte. Ich kam nach Mailand und von Mailand nach Lindenbergs. Zwanzig Jahre sind seither verstrichen, zwanzig Jahre! Madame,' wandte er sich an Frau Arnold, „ich habe mehr Aufträge, als ich ausführen kann, und feines weißes Brot, soviel ich will. Der alte Meister hat im ersten recht behalten.“ Er schob eine Wand zurück und wies auf die Köpfe hin, die, zum Trocknen aufgestellt, alle Altersstufen repräsentierten. „Im zweiten hat er sich geirrt. Das Heimweh ist geblieben!“ Er deutete auf ein Postament, das abseits stand und Weißlings Büste trug.

Frau Arnold erhob sich, um sie aus der Nähe anzusehen.

„Sein Gesicht hatte einen kindlichen Ausdruck,“ urteilte sie.

„Sie haben den Lebenden vor Augen,“ antwortete Antonio. „Der Tod reift. Da wird oft in einer einzigen Nacht aus einem Halben ein Ganzer!“ Er hatte seine Stimme gedämpft, aus Ehrfurcht vor dem, der Weißling gewaltsam gereift hatte.

„So ist er mir fremd,“ beharrte die Frau. „Er ist mir entrückt in eine Ferne, die ich nicht kenne, daheim ich meine Gedanken nicht schicken kann!“

Dieses Mal stand mein Ehrgeiz dem Heimweh bei,“ sprach Antonio. „Ich habe die Seele Weißlings in seinem Antlitz zum Ausdruck gebracht, nicht bloß die Nasenform, die Stirnbreite, das Neufor-

liche und Zufällige, was Rasse und Art bestimmt. Dieses Mal habe ich sein Eigenstes, seine Seele geformt. Der wäre ein Großer geworden unter einer günstigen Sonne. Der wäre ein Meister des Lebens geworden, wenn eine Mutterhand ihm die Sorgen von der Stirne gestrichen hätte!“

„Er war kein Knabe mehr; was hätte eine Mutter über ihn vermocht! Er hatte den ersten Erfolg geschmeckt! Was brauchte er da noch eine günstige Sonne?“ fragte Frau Arnold. Sie stand immer noch vor der Büste Weißlings, betrachtete die hochgewölbte Stirne und den schmalen Nasenrücken, der wie mit einem Lineal in sein Gesicht gezogen war.

„Seine Sehnsucht war stark genug, um ihn trotz den Kleinigkeiten, dem Reid, dem Misserfolg die Schönheit spüren zu lassen, die Schönheit, die aus dem Innern kommt und wie ein Regenbogenglanz die Gräue des Tages überstrahlt!“

Antonio redete sich in Eifer hinein. Die Frau Arnold war eine willige Zuhörerin; die störte ihn nicht durch eine Ungeschicklichkeit; die verstand, ihm zu folgen, und wies ihm neue Möglichkeiten und eine neue Klarheit. So kam es, daß er sich nicht scheute, ihr seine Seele zu zeigen, seine Gedanken und das von seinem Leben, was er höher als sein gelebtes Leben bewertete, die Hoffnungen seiner Zukunft.

„Wie konnte Weißling verzweifeln, Herr Antonio, wenn das, was Sie sagen, Wahrheit ist? Wie konnte er an sich verzweifeln?“

„Ich glaube nicht, daß er an sich verzweifelt ist,“ antwortete Antonio. „Er war wohl sicher, einmal in einer fernen Zukunft zu erringen, wonach wir Menschen jagen, darum wir herumschwirren wie Falter um eine Flamme ...“

Frau Arnold setzte sich in den Sessel, den ihr der Bildhauer zuschob, grade unter die Büste Weißlings. Sie hielt den Kopf in die Hand gestützt und betrachtete abwechselnd Antonio, der lebendig und in kräftiger Gesundheit vor ihr stand, und den Kopf des Toten, der durch die Tonfarbe, durch Antonios Kunst in eine ihr unbekannte Ferne gehoben schien.

„Wir versuchen alle, einen Tropfen zu erhaschen aus dem Fläschchen, das die Aufschrift Unsterblichkeit trägt. Wir üben uns im Uebersinnlichen und halten uns für Meister im Irdischen und schlagen tausend Wege ein, um dieses Ziel zu erreichen!“

Er schob die Wand wieder vor und begann einer unförmigen Tonmasse Rundung und Linie zu geben.

„Warum tat er es denn, wenn er seines Sieges sicher war?“ fragte Frau Arnold erregt. Die stille Gelassenheit ihres Innern war in Sturm verwandelt worden. „Konnte das Leben eines Menschen so kompliziert sein? Konnten da plötzlich über Nacht Quellen aufbrechen und Ströme aufrauschen, die den Augen der andern verborgen waren und einen Menschen in ein ungutes Ende trieben?“ Sie wiederholte laut: „Warum? Warum denn?“

„Ich weiß es nicht. Sein Mund hat es uns nicht erzählen wollen; aber ich glaube, aus Unlust, einen so unebenen Weg gehen zu müssen bis zum Ziele!

Er wollte ein Schaffender bleiben, Frau Arnold, verstehen Sie, was das bedeutet?"

Antonios Augen begannen in einem leidenschaftlichen Feuer zu leuchten. Seine ganze Gestalt zitterte einen Moment lang, und sein Antlitz wurde totenbleich. „Er wollte kein Arbeitstier werden, wie ich eines bin, wie viele Tausende es werden müssen," sprach er und lachte heiser auf.

Die Uhr schlug die fünfte Stunde.

„Ich muß heim," rief Frau Arnold aufstehend. „Nun haben wir geschwätz statt zu arbeiten!"

„Es waren mir töstliche Stunden," sagte Antonio und beugte sich nieder auf die Hand der Frau, um seine Lippen darauf zu drücken. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir diese Zeit geschenkt haben!"

Nachdenklich sah sie zu ihm empor. Sie empfand, daß sie einander beides gewesen waren: Empfangende und Gebende.

Antonio schob sein Werkzeug zur Seite und half ihr, sich bereit zu machen.

„Kommen Sie heute abend," bat sie. „Ich bin so allein zu Hause. Virginia hört dem Vater zu, der seine Geschäfte mit ihr bespricht, seine Urmeleutsprozesse um Schadenersatz, um gepfändeten Hausrat!" Sie runzelte ihre Stirne und schob die Oberlippe ein wenig über die untere herüber. „Ich mag nicht immer daran erinnert werden, daß das Leben brutal ist!"

„Schöne Frau," wagte Antonio zu sagen, „wie würden Sie geliebt in meinem Lande!" Er sah sie heiß an, und sie schlug die Augen nicht nieder vor der Flamme in seinem Blick. „Ich komme," versprach er zärtlich, „zu Ihnen!"

Sie sprang die Treppenstufen hinunter, so schnell, als wenn sie ein Mädchen wäre, und stand draußen auf der Straße, kurzatmig und klopfenden Herzens. Sie trat an ein Schaufenster, um ihre Erregung zu bemeistern und das süße Gefühl auszulösen, das ihr bei den Blicken und Worten Antonios eine warme Blutwelle in Stirn und Wangen getrieben hatte. Langsam ebbte das Blut zurück und hinterließ eine Schwere in ihren Gliedern, eine Müdigkeit, die wie ein schlechtes Fieber sie abgespannt und alt mache.

Frau Burger kam auf sie zu und zupfte sie am Ärmel. Sie schaute auf und sah, daß ihre Freundin vor einer Musikalienhandlung stand, darin Weißlings Hymne auf das Leben ausgelegt war. Mit einer energischen Bewegung riß sie sich los von dem Zustand, der sie bedrückte, und reichte Frau Burger die Hand zum Gruße: „Wie strahlend du aussiehst, Annie!"

Frau Burger musterte das Gesicht ihrer Freundin und fand, daß sie abgespannt aussah und keine Kosmetik ihre Fältchen verbarg. „Ich kann dir das Kompliment nicht zurückgeben," antwortete sie. „Liebe Flavia, in unsern Jahren können wir der Nachhülfe nicht entbehren. In der Straße nebenan wohnt eine Masseuse. Ich empfehle sie dir. Eine Kur bei ihr radiert zehn Jahre aus deinem Gesicht fort, auch zwanzig, wenn man versteht, sich seine Schneiderin zu erziehen ... Auch zwan-

zig!" rief sie triumphierend und wippte vor der Freundin hin und her, um ihr die Vorteile ihrer Methode ins Licht zu rüden.

„Hilf mir, meinem Manne die Zustimmung abzwingen zu der Automobilwettfahrt mit Grubacker! Er hat ein neues Auto eigens zu der Fahrt bauen lassen. Hilf mir, und ich führe dich zum Dank bei meiner Masseuse ein!" Sie schob ihren Arm unter den der Freundin und blickte sie zärtlich an. „Hilf mir, Flavia!" bat sie noch einmal in kindlichem Tone.

Frau Arnold dachte, wie es wäre, wenn zehn Jahre ihres Lebens nicht mehr in ihren Zügen eingegraben ständen, wenn sie jung aussähe wie Annie und wenn über andere zehn Jahre eine geschickte Schneiderin hinwegtäuschen könnte. Dann schiene sie so jung wie Virginia, ihre Tochter. Der Gedanke reizte sie. „Dann würde das Leben noch einmal für mich so bunt und begehrswert wie es den jungen Leuten ist. Dann schiene ich jünger als Antonio Vanni ..." Bei diesem Gedanken fing ihr Herz an, schneller zu schlagen. „Dann wäre ich im Neuzern wie Therese, wie Virginia!" Sie rieb sich entzückt die Hände. „Ich schiene so jung wie Virginia," sagte sie und wurde nachdenklich bei dem Namen ihrer Tochter, der ihr immer wieder auf die Lippen kam. Für die Virginia wurde ein Haus gebaut, dort oben im Räbenwiesli. Darin sollte kein Schein sein. Daran sollte alles wahr und wirklich sein!

Aus ihrem Neuzern konnte sie die zehn Jahre radieren, aus ihrem Gedächtnis nicht. Das konnte sie nicht zurückschrauben wie eine Uhr, die man von der Spätmittagsstunde auf den Morgen zurückschraubt. Dadurch würde sie die Harmonie ihres Lebens trüben; denn das Fräulein Flavia, das hatte in der Vergangenheit gelebt. Jetzt hieß sie Frau Arnold und hatte eine Tochter, die über ihre Schwestern hinausragte, so groß gewachsen war sie. Sie hatte ihre Virginia, die in dem Alter stand, darin sie gewesen war, als vor zehn und nochmals zehn Jahren ihr Mann um sie geworben hatte.

„Ich will mit dir gehen," sagte Frau Arnold.

„Zum Dank führe ich dich bei meiner Masseuse ein," antwortete Frau Burger und wollte ihre Freundin in das Nebengäßchen ziehen.

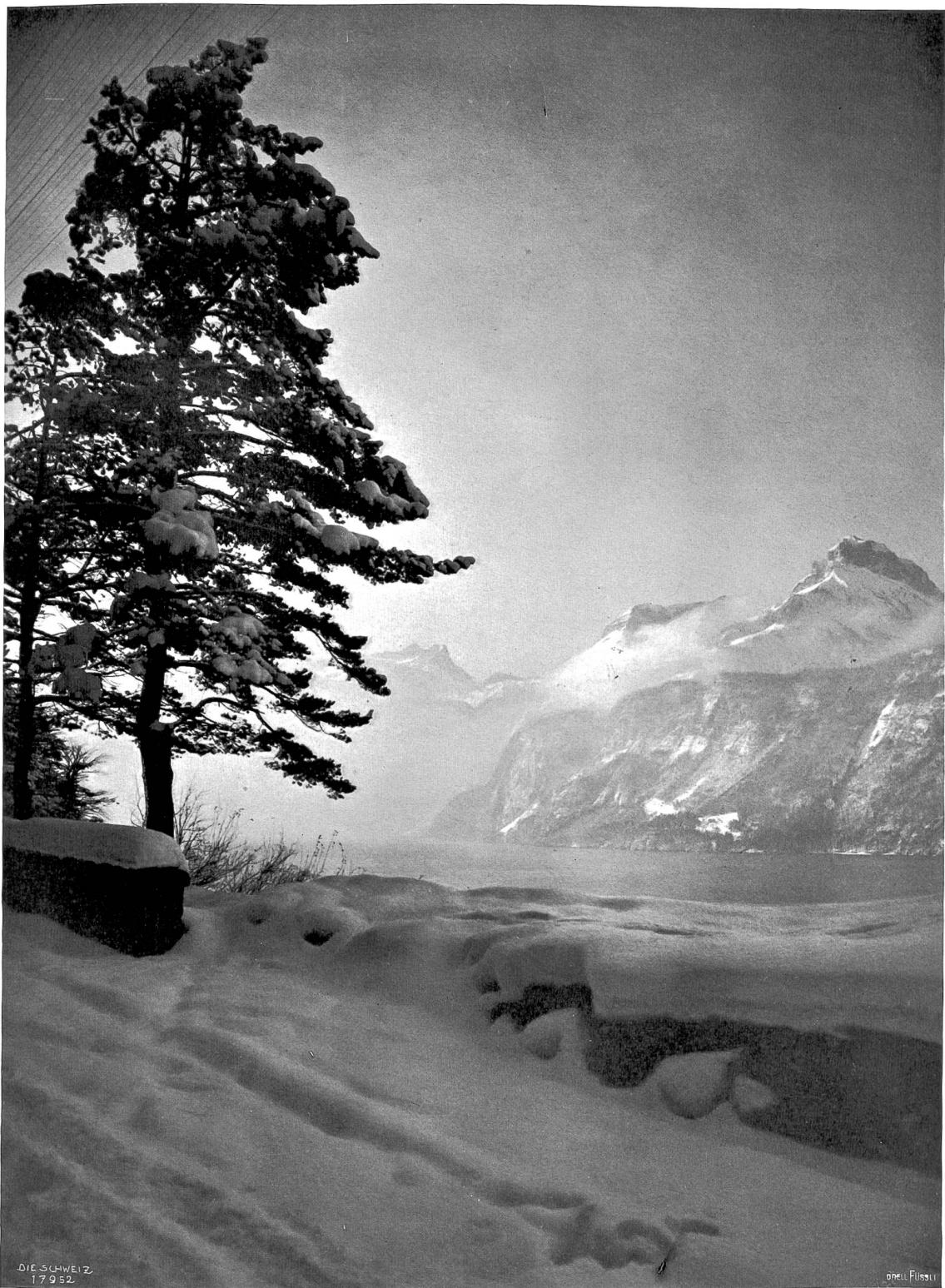
„Nein, Annie," wehrte entschlossen Frau Arnold ab, in einem Tone, dem man es anmerkte, daß sie einen Streit mit sich innerlich ausgefochten hatte.

„Jungscheinen ist eine Lüge, liebe Annie," sagte sie. „Die Natur will, daß ein Mensch auch äußerlich Frühling, Sommer, Herbst und Winter habe. Es wäre widersinnig, wenn sich der Herbst als Frühling ausgäbe oder der Winter als Sommer!"

„Das sind lächerliche Bedenklicken," spottete Frau Annie. „Du bist schon jetzt eine Räbenwieslerin!"

Bei Nennung des Räbenwiesli wurde es Frau Arnold ganz wohl. „Mein Glück ist dort," flüsterte sie. „Mein Glück sind meine Erinnerungen, meine Zukunft ist Virginia!"

Sie kamen in das Bureau des Architekten.



DIE SCHWEIZ
17952

Orell Füssli

An der Axenstraße (zwischen Brunnen und Sisikon).
Nach photographischer Aufnahme von Alfred Kyffel, Zürich.

Er war nicht allein und beachtete den Eintritt der Frauen nicht. Die Frau des Giovanni, die Chiara, stand vor ihm und hielt den Enrico und die Peppina an einer Hand. Den Säugling hatte sie an die Brust gepreßt. Sie war dunkel angezogen. Der Knabe hatte ein Trauerband an seinem Wämslein und das Mädchen einen schwarzen Flor in den Haaren.

„Mein Giovanni hat sich umgebracht,“ schrie sie. „Ihr gäbt ihm keine Arbeit, als er aus dem Spital kam. Ein Krüppel sei nicht zu gebrauchen, hieß es auf dem Arbeitsplatz, und bei Euch ist er ein Krüppel geworden!“

Sie hielt ihm ihren Säugling entgegen, der zu weinen anfing.

„Das trifft mich nicht! Die ihm zustehende Geldsumme wurde bezahlt!“ sagte Burger und ging zum Telephon. „Arbeit zu vergeben ist Sache der Untermeister!“

„Ein Fresser ist weniger!“ hat mein Giovanni gesagt und ging und warf sich unter den Zug, der von Mailand kam.“ Sie sprang dem Architekten nach hinter den Schreibtisch und hob ihr Kindlein gegen ihn, als wollte sie ihm die unschuldige Kreatur ins Gesicht schleudern.

„Er war nur ein Brei von Blut und Fleisch,“ stöhnte sie, „mein Giovanni!“

Ein Polizist kam herein und faßte die Frau und führte sie ab. Von draußen erklangen ihr Wehgeschrei, ihr Fluchen und die Drohungen, die sie in der Sprache ihrer Heimat austieß.

Der Architekt wurde die Frauen gewahr. Sie standen in einer Ecke zusammengedrückt und wagten sich nicht hervor. Gegen die Büreautür trommelten Fauste, und ein Stein flog bis heraus ans Fenster und zersplitterte die Scheibe. Schnell löste Herr Burger die Kette, daran der eiserne Rollladen befestigt war. Rasselnd sauste er herunter und schloß die Tür und das Fenster ab von der Straße. Die Frauen duckten sich, als die Fensterscheibe zersplitterte. Frau Burger bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Plötzlich war es dunkel geworden, und tastend suchte Herr Burger den elektrischen Hahn zu erreichen. Unter seinen Tritten knirschte das Glas wie Eisstückchen oder grobkörniger Schnee unter den Schuhen eines Wanderers. Er stieß an einen Stuhl und warf ein Tischtchen um, darauf Bleistifte, Zirkel und Winkel lagen. Endlich hatte er sich bis zu seinem Schreibtisch durchgetastet und fand das Hähnlein. Er drehte auf; in den Birnen erglühte der Draht und erhellt das Büro.

Von außen und von der Gefahr, die draußen lauern mochte, waren sie abgeschnitten und geschützt durch die eisernen Rollläden. Das warme weiße Licht, das aus den Leuchtern fiel und dem Büro ein heimeliges Aussehen gab, beruhigte die Frauen, die aus ihrer geduckten Stellung sich aufrichteten und auf Burger zuschritten.

„Die Gefahr ist vorüber,“ sagte er und reichte Frau Arnold die Hand zum Willkommen. „Die Polizeimannschaft ist da und räumt auf mit den unruhigen Köpfen!“

Man hörte den gleichmäßigen Marschschritt einer Kolonne, die draußen aufzog, ein paar kurze scharfe Befehle und einen unterdrückten Aufschrei, der aus vielen Reihen kam und tönte, als hätte eine einzige ihn rauh und wild ausgestoßen.

„Die Freunde des Giovanni haben uns diese Szene bereitet,“ sagte Herr Burger zu den Frauen. „Die ihm zustehende Summe habe ich an Freund Arnold für ihn ausbezahlt. Arbeit zu vergeben ist nicht meine Sache.“

Die Polizeimannschaft entfernte sich draußen. Man hörte, wie das Geräusch ihrer aufstampfenden Schritte sich langsam verlor...

Die erzwungen hergestellte Ruhe lastete wie die Stille zwischen Blitz und Donnerschlag im Büro, darin die Frauen und Herr Burger, jedes an seine eigene Kümmernis dachten. Frau Arnold erschrak, als sie von dem Gelde hörte, das an ihren Mann ausbezahlt war. Sie wußte nichts von dem Zusammenhang der Dinge und konnte es sich nicht erklären, warum der Giovanni, der für seinen verlorenen Arm fünftausend Franken gewonnen hatte, sich aus Verzweiflung über seine Erwerbsunfähigkeit auf die Schienen gelegt hatte, unter den Zug. Da warf wieder einer das Leben ab. Dieses Mal war es ein Einfacher, ein Maier, der fromm war und die Schrecken der Hölle weniger fürchtete, die nach seinem Glauben über ihn herfallen würden, als er weiterzuleben gefürchtet hatte. „Mit Geplauder habe ich meine Stunden ausgefüllt, mit Nichtigkeiten, und habe über unklare Dinge nachgegrübelt! Derweil ist ein Mensch verzweifelt!“ Sie rang die Hände ineinander und lief auf und ab in dem schmalen Raum, der zwischen der Wand und dem Schreibtisch des Architekten frei war.

„Warum bist du zu mir gekommen?“ fragte Herr Burger seine Frau, die auf ihn zugetreten war und ihm schmeichelnd die Hand auf den Arm legte. „Wolltest du etwas von mir?“

„Ich kam, um deine Erlaubnis zur Wettsfahrt mir zu holen,“ sagte sie. „Die neuen Kleider sind angekommen; ich habe sie aus den Schachteln ausgepackt und anprobiert.“ Sie pflanzte sich kostett vor ihm auf. „Du wirst staunen über deine schöne Frau!“

„Zur Automobilfahrt willst du,“ fragte er, „und hast schon die Kleider dazu anprobiert?“

„Ja!“ bat sie. „Wenn du wüßtest, wie ich mich darauf freue!“

Der Mann wurde zornig. „Es ist alles Schein,“ schrie er. „Es ist in Wahrheit alles Schein! Du denfst an dein Vergnügen, während neben dir Menschen zugrunde gehen. Wir sind voller Präventionen und haben von Rechts wegen keinen Anspruch auf all das, womit wir uns gütlich tun auf Kosten unserer Nebenmenschen.“ Er wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Du,“ wandte er sich gegen seine Frau, „du willst mit Grundbacher fahren und hast deine Gedanken bei deinen Kleidern, bei deinen Flirts und fragst nicht, ob dein Mann dich braucht, ob dein Mann nicht das erste Unrecht hat auf deine Für-

Jörge, auf deine Sehnsucht!" Er trat dicht vor sie hin und versuchte, sie zu zwingen, ihm in die Augen zu sehen. „Du, sage, was ist dir dein Mann?" Er bekam keine Antwort. Mit ihren kalten glänzenden Augen hielt sie seinen Blick aus und zuckte kaum merklich mit den Lippen, als er seine Frage wiederholte. Der Zorn des Mannes verrauschte. Er ging zu seinem Geldschrank und entnahm ihm ein Bündel Banknoten und hielt es ihr hin.

„Geh' und amüsiere dich!" sagte er. Es war ihm leid, daß er sich hatte fortreissen lassen zu bösen Worten. Was konnte die Annie dazu, daß sie wie eine Blume ohne Duft war, von außen prächtig anzusehen wie ein Similistein? Er schalt sich einen Tölpel und Dummkopf, dem alle die Jahre seiner Ehe nicht genügt hatten, um ihm zu beweisen, daß es unsinnig war, Gefühl von der Annie zu verlangen.

Frau Arnold hatte ihre Eregung bemeistert und gesehen, in welch einen bösen Konflikt Herr Burger geraten war.

„Nimm das Geld nicht, Annie!" flüsterte sie ihr zu. „Dein Mann ist in einer innerlichen Not! Verzichte dieses Mal auf dein Vergnügen..."

„Eine solche Törin bin ich nicht!" antwortete Annie und packte die Banknoten ein in ihr Täschchen.

„Lieber Mann," sagte sie, „eine schöne Frau ist eine teure Frau!"

„Das habe ich erfahren," antwortete er resigniert. Müde knickte er in sich zusammen wie ein Stengel, dem der Saft vertrocknet ist.

Mitleidig streckte ihm Frau Arnold die Hand hin. „Kommen Sie mit mir, kommen Sie heute zu meinem Manne!" bat sie. „Auch Antonio Vanni ist geladen."

Herr Burger spürte, daß die Einladung der Frau aus einem mitsühlenden Herzen kam.

„Warum ist die meine innen leer," quälte er sich. „Warum gerade die meine?" Darauf erhielt er keine Antwort. Die seine war schön und schillernd wie ein Apriltag, geschaffen zum Genießen; für den Ernst des Lebens und seine Tiefe war kein Sinn in ihr. Frau Arnold blickte ihn aufmunternd an: „Kommen Sie!"

Er schlug die Augen nieder. Zu Arnold konnte er nicht gehen; es war etwas Unaufgeklärtes in dem Tode des Giovanni. Er wußte nicht, wie die Sachen lagen. „Heute nicht, Frau Arnold," antwortete er und wurde verlegen unter den erstaunt auf ihn gerichteten Augen der Frau seines Freundes, darin ein Schreck dunkel auffstieg. „Es tut mir leid," bestätigte er, „Ihnen meine Begleitung nicht anbieten zu können. Es sind die Geschäfte, die meinen Willen unfrei machen..."

„Annie," rief Frau Arnold. Die setzte sich den Hut auf und war daran, ihre Schleierenden kunstvoll zu knüpfen. „Annie!" Sie zuckte die Achseln. „Du bist sentimental, Flavia!"

Tränen kamen in Frau Arnolds Augen. Sie war gleichgültig gegen ihren Mann gewesen, hatte ihn vernachlässigt und beinahe über Antonio Vanni vergessen. „Ich stand an einem Abgrund," hauchte sie. Sie tupfte sich das Wasser aus den Augen und

schmiegte sich an die Freundin. „Diese Stunde hier im Bureau hat es mir gezeigt. Annie, ich möchte euch beiden helfen!"

Frau Burger erfaßte den Türgriff. Belustigt blinzelte sie die Freundin an, die ihr eher der Hülfe bedürftig schien in ihrem tränenreichen Zustand als sie, die das Geld erobert hatte und auf ein vergnügtes Fest an Grundackers Seite hoffte.

„Sie ist wirklich schön," dachte Frau Arnold. „Sie sieht jung aus wie ihre Tochter und ist imstande, einen besondern Reiz auszuüben. Sie ist für den Luxus geboren und hat recht, sich über meine Rührseligkeit lustig zu machen.

„Mir liegt nichts daran, ob unter den Rädern meines Freudenwagens ein paar Tugenden stöhnen! Liebe Flavia, das macht's pikant!"

Sie knixte übermüdig vor ihrem Manne und öffnete der Freundin die Türe. Draußen war es still, und von den Kirchtürmen der Stadt erscholl die Feierabendstunde. Frau Arnold blieb lauschend stehen, um den vollen Klang in sich aufzunehmen, der von den Doppeltürmen über die Stadt brauste.

„Du bist wirklich sentimental," sagte Frau Burger. „In allem bist du es geworden! Ist das Meister Vannis Einfluß?"

Frau Arnold winkte ihr mit der Hand ab. Sie mochte jetzt nicht reden, in diesem ungeordneten Zustand, darin Gefühl und Gedanken miteinander rangen wie Raubtiere, die sich spielend zerzausen, sich Wunden schlagen und fauchend ein jedes in seiner Ecke zu neuem Sprung sich rüsten. Sie wollte sich nicht verraten. „Ich weiß jetzt, wo mein Glück ist," antwortete sie, „und mein Frieden!"

Annie neigte sich tiefer zu ihr. „Was sagtest du?"

„Früher suchte ich das Glück draußen. Früher wollte ich auch schön sein und mich in den Vordergrund stellen. Meine Virginia hat mich umgewandelt, langsam, von Jahr zu Jahr, bis ich heute lerne, mich in ihr zu sehen. Es kamen Zeiten früher, darin vernachlässigte ich mein Haus, da fühlte ich für Weißling wie eine Mutter für ihren Sohn und für Antonio..." Sie brach plötzlich ab.

„So wie ich für Grundbäcker," scherzte Annie. „Flavia, zwei Freundinnen und zwei Sünderinnen..." Sie verabschiedete sich schnell von Flavia.

„Ich ging am Abgrund vorbei," sprach diese. „Es ist nicht mein Verdienst, daß ich nicht hineingeraten bin." Sie stieg die Straße hinauf, die zu ihrer Wohnung führte. Sie war steil, und ab und zu mußte sie stehen bleiben, um Luft zu schöpfen und ihren Herzschlägen Gelegenheit zu geben, ein regelmäßiges Tempo anzuschlagen. Dabei schaute sie zu den Baumwipfeln hin, die über einem hohen Rain sich wiegten. Riesenbäume schwenkten da oben ihre Wipfel rauschend im Wind und breiteten ihr Geäst aus über Ruhebänke und Rastsitzen, die von der Stadt unter die alten rauschenden Bäume gestellt waren, damit jedes in Lindenbergs ein Plätzlein haben konnte, von wo es verweilend sich ins Land ausschauen ließ und der Hauch der Bäume die Lungen weitete. Trotz den hohen Häusern, die über ganze

Straßen sich hinzogen, darin nirgends ein Gärtlein war oder Raum für ein grünes Fleckchen, trotz all dem Ringen und Jagen nach Erwerb, nach Arbeit, trotz dem wilden Austausch von Schweiz gegen Geld, von Geld gegen Schweiz hatten in Lindenbergs alle Gelegenheit, eine Feierstunde im Grünen zu sitzen, sich unter Bäumen auszuruhen, darin die Umseln sangen und die Meislein zutraulich umherhüpften...

Frau Arnold zog die Glocke an ihrer Haustür.

„Bist du endlich da, Mutter!“ rief Virginia. „Wir haben so sehr auf dich gewartet!“

Frau Arnold ließ sich den Hut abnehmen und das Spitzentuch und hängte sich schwer an den Arm ihrer Tochter. Ihre Augen wanderten von Möbel zu Möbel, von Bild zu Bild. Eine Furcht kam über sie, als hätte sie etwas versäumt oder als hätte ihr etwas verloren gehen können. Sie hatte eine Kostbarkeit zum Spiel auf die Meeresswellen gesetzt und zugesehen, wie sie auf den Wellen forschwamm und sich weiter und weiter von ihr entfernte. Nun spülte eine neue Welle das ausgelekte Kleinod ihr in den Schoß zurück. „Wo ist der Papa?“ fragte sie.

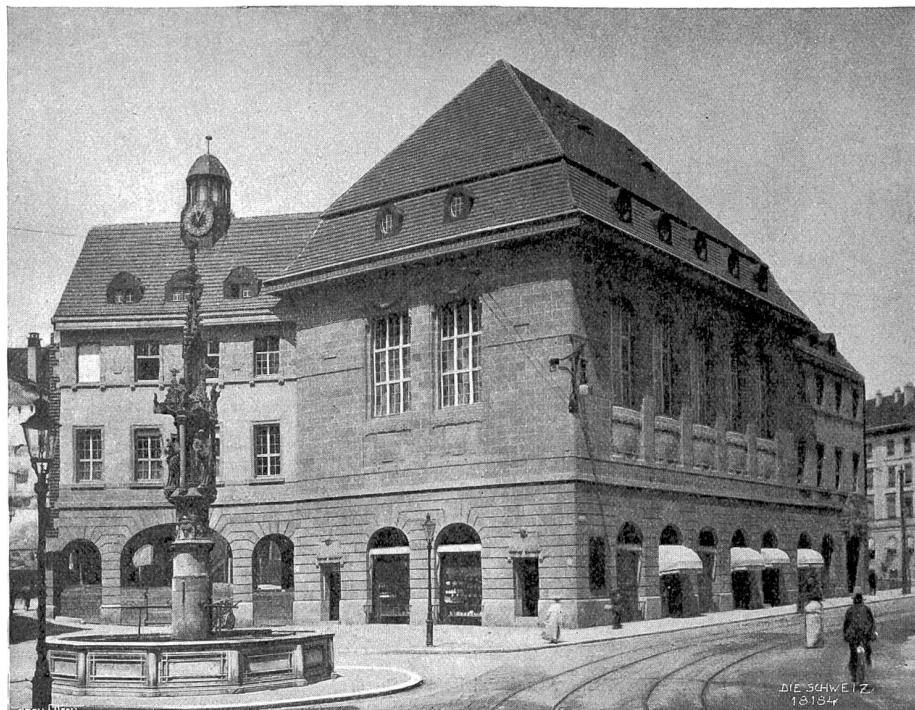
„Er arbeitet noch,“ antwortete Virginia, erstaunt, daß die Mutter sich um den Vater kümmerte.

„Der Vater schafft soviel, damit wir es gut haben,“ sagte sie und strich ihrer Tochter über die Haare. „Damit wir uns behaglich fühlen, fürzt er seine Behaglichkeit ab.“

Die Klingel ertönte von neuem. Das Mädchen brachte einen Strauß Anemonen mit dem Gruße Antonios herein.

„Herr Vanni bittet, ihn zu entschuldigen,“ riefete das Mädchen aus. „Er ist verhindert, persönlich zu kommen.“

„Ich hatte ihn zum Abend geladen,“ erklärte Frau Arnold und betrachtete die leuchtendroten, gefüllten Anemonen, die langstielig aus ihrem dunkeln, phantastisch geformten Blattschmuck aufragten. Sie verstand nicht mehr, aus welcher Stimmung heraus sie dazu gekommen war, sich und den



Moderne Architektur in Basel Abb. 1. Börse, vom Fischmarkt aus (Arch. Bischoff & Weidle, Zürich).

Ihren den Zwang aufzuerlegen, einen Fremden um sich zu haben. Sie begriff nicht mehr, wie sie auf den Gedanken verfallen konnte, sich um die einzige Zeit zu bringen, in der sie mit ihrem Manne, mit ihrer Tochter zusammen war.

„Stell' den Strauß in eine Vase, Virginia, und setz' dich zu mir!“ Sie machte Platz auf dem kleinen Sofa, das in einer Nische stand und im Halbdunkel lag, und befahl dem Hündchen, sich auf dem Teppich ruhig zu verhalten.

„Das Leben ist nicht einfach,“ sagte sie. „Kleine Caritas, ich glaube, du kennst dich besser in seinen Mühseligkeiten aus als ich, deine Mutter!“

Das wollte das Mädchen nicht gelten lassen. Sie erinnerte ihre Mutter an die vielerlei Guttaten, die sie unter die Leute ausstreute, wie ein Säemann den Weizen ins Feld. „Was ich weiß, habe ich von dir gelernt, Mutter,“ schloß sie und reichte ihr Tee und Zwieback und bat, ihr von ihrem heutigen Tage zu erzählen.

„Du bliebst so lange fort,“ entschuldigte sie sich; „da fing ich an, mich zu ängstigen.“

Frau Arnold begann von Frau Annie zu sprechen, von Giovannis Tod; doch tat sie es so, als wollte sie der Tochter die dunklen Tiefen verbergen, die trüb und schlammig unter der Oberfläche des Lebens lagen, immer bereit, eine Seele hinab in ihre eile Umarmung zu ziehen... (Fortsetzung folgt).

Mina Benders Irrtum.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

II.

Am Abend stürmte es wieder.

„Sie können nochmals einheizen,“ sagte Mina zu

dem kleinen Lehramädchen; „ich habe heute bis spät zu tun!“ Sie warf einen prüfenden Blick auf die ange-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.